

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1924

250 (25.10.1924) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 25. Oktober 1924

Josef Ponten

Von Dr. Heino Schwarz

„... Dichter sein heißt: nichts Besseres sein können, heißt: sich von Gott zertreten fühlen und dem Schöpfer mit einem Schöpfungsversuche trotzig begegnen — Dichter wider Willen!“ Von Josef Ponten stammt das Wort, auf Josef Ponten läßt es sich anwenden!

Pontens Name ist seit wenig mehr denn einem Jahrzehnt allgemein bekannt. Im Jahre 1906 erschien des heute Einunddreizigjährigen erste Dichtung, der Roman „Jungfräulichkeit“. Er ward gelesen, ward vergessen! Wenig besser erging es dem Landschaftsroman, dem Roman des Grenzlandes, der Heimat des Dichters, „Siebenquellen“, nicht anders der Komödie der Liebeshemmungen, jenem Roman, in dem Ponten seinen „Peter Justus“ mit Hemmungen die Welt durchwandern läßt. Einem Talent, das nicht ohne Eigenart war, das sichtbar hohem Ziel zustrebte, glaubte man sich gegenüber zu sehen, aber nicht mehr. Zu der nicht gerade kleinen Schar der Romanschriftsteller war ein weiterer getreten, der Herkunft und Stoffwahl halber im Westen gewisse Beachtung fand, dessen Schöpfungen aber zweifellos mehr Wollen als Können, mehr Erstrebtes denn Vollendetes aufwiesen.

Da erschien 1918 „Der babylonische Turm“, der Roman mit der Nebenbezeichnung „Geschichte der Sprachverwirrung einer Familie“. Sechs Jahre schon waren verfloßen, seit Ponten in Griechenland zu ihm das Fundament gelegt, das die in den folgenden Jahren errichteten Stodwerke trägt, die langsam wuchsen, bis nach der Unterbrechung durch den Krieg das Jahr des Zusammenbruchs dem Bau die Zinnen aufsetzte. Und dieser Roman setzte sich und seinen Dichter durch! Nicht schnell und plötzlich! Langsam wie der Roman selbst geworden, breitete sich die Erkenntnis der Bedeutung, der staunenswerten Größe und Tiefe, der Festigkeit und Sicherheit des hier errichteten Bau- und Kunstwerkes aus, ward dem Namen seines Schöpfers der Klang, der ihm gebührt. Kein Alltagsbuch war hier geschaffen, keine leichte Kost vorgelegt! Abwärts führten vielmehr die Wege, die der Verfasser ging, hoch war die geistige Spannung, die hinter dem äußeren Geschehen wirkte, groß und edel die Weltanschauung, die dem Erleben und Erleiden der Menschen dieser Geschichte einer Sprachverwirrung entatmet.

Der Name Ponten ward bekannt, war bekannt! Des dem Boden der Heimat entwachsenen, aus ihr die besten Säfte seiner Kraft ziehenden, für die gefühlsmäßig-künstlerische Erfassung des Wesentlichen einer Landschaft hervorragend und eigenartig begabten Landschaftsbildner, in dessen Schaffen dazu ein ganz besonderes architektonisches Empfinden die Fülle des ihm Zufließenden ordnete und in feste, wie riesige Quader sicher dastehende Formen zwang, sah man in ihm. In Meisterhaftigkeit im „Babylonischen Turm“, im Werden und Wachsen, manchmal noch abgeleckt, hier noch taufend, dort noch ringend mit Fremdartigen in den drei ersten seiner Romane. Schöpfungen wie diesen sah man entgegen, sie erwartete man von Ponten!

Da erschienen erstaunlicher Weise — die Schriften des Alfred Forchlers: „Alfred Kethel, des Meisters Werkel“, „Alfred Kethels Briefe“, „Führer durch die Karlsfresken A. Kethels“ und die erst später erschienenen „Studien über Alfred Kethel“, wie auch das ungemein fesselnde Werk „Griechische Landschaften“, können hier vernach-

lässigt werden — die Novelle „Die Insel“, und ihr folgten mit überraschender Schnelligkeit „Der Meister“, „Der Bodreiter“, die Sammlungen „Der Knabe Vietnam“ (E. Fischer, Berlin) und „Der Jüngling in Masken“ (Kiepenheuer, Potsdam), sowie im letzten Jahre „Der Gleitscher“, „Eine Geschichte aus Obermenschland“ und „Die Uhr von Gold“! Alles Novellen!

Die Kunstform des Romans schien aufgegeben, die der Novelle gewählt! Endgültig? Scheinbar, denn bis heute — des Dichters Tätigkeit ist noch nicht abgeschlossen und kann noch in neue Bahnen einleiten — ist Ponten ihr treu geblieben, ja, ihm ist sogar, was als äußerst bezeichnend angesehen werden kann, sein Erstlingswerk, der in seiner ursprünglichen Fassung 502 Seiten starke Roman „Jungfräulichkeit“ im Sommer 1919 unter der umformenden Hand des Meisters zu einer Novelle von 113 Seiten Umfang geworden! Und diese Zusammenpressung hat ihm nicht geschadet, hat das Werk vielmehr gehoben. Beweis, daß die Jugendfassung mit ihrem allzu üppig ins Kraut schießenden Weirwerk doch ein Abweg gewesen, daß die Ausstellungen an den Jugendromanen, die da sagten, daß Unausgeglichenes neben Ausgeglichenem, Konventionell-Schriftstellerisches neben Persönlich-Dichterischem steunde, nicht ohne Berechtigung gewesen! Beweis aber auch, daß man sich in Ponten einer Dichterpersönlichkeit gegenüber sieht, die mit Fleiß, mit Klarheit an sich selbst arbeitet, sich nicht scheut, begangenen Irrtum einzugehen und wieder gut zu machen, die den Weg zu sich selbst gefunden hat, Beweis zum Dritten, daß es kein Zufall ist, daß die letzten Dichtungen Pontens Novellen sind!

„Die Insel“, „Der Meister“, „Die Bodreiter“, „Der Gleitscher“, die keine Novelle „Der Seeräuber“ — veröffentlicht in dem trefflichen, gute Proben der Dichtung der Gegenwart bietenden, von Martin Rodenbach bei Fredebeul und Koenen in Offen herausgegebenen und eingeleiteten Sammelband „Mittlerer nach Dyrlik“ — sie alle verraten nicht nur den Willen, sondern auch die Kraft zur Formung und Gestaltung, zeigen, daß Pontens eigentliches Gebiet, das nunmehr von ihm betretene der Novelle ist, die in einen Brennpunkte zusammengefaßtes Gescheh, von einem Gesichtspunkt aus erschautes Menschenschicksal gestaltet. „Erzählen, das heißt handfestes Geschehen handfest darbringen!“, sagt Ponten einmal in einer seiner Novellen. Daß er das kann, hat er bewiesen! Handfest ist das Geschehen in den Novellen zusammengepreßt. Landschaft, Menschen, Stimmung und Geschehen, sie alle verwachsen zu untrennbarem Ganzen, an dem nichts fehlt, an dem aber auch nichts mehr überflüssig, nicht mehr leicht zu entfernendes Weirwerk ist. So ist mit der „Insel“, dieser in südliche Glut der Sonne und Sinne getauchten, trunkschmelzgerischen Gestaltung des Erlebnisses des Weibes durch Spiridion, den Wönd, in dem Pan mit all seiner Macht erwacht, so ist mit den „Bodreitern“, in denen niederländisch sattig und blutvoll Kraft, die kein würdiges Betätigungsfeld findet, aufschäumt und überfließt, sich in Tollheit, in Verbrennen ausstößt, so ist mit dem „Meister“, in dem der alte und ewig-junge Konflikt zwischen untüchtigen Alter und begabter Jugend nordisch schwer und ernst durchflutet und durchdrungen wird, so ist mit dem „Gleitscher“, so ist mit den kleinen und kleinsten der Pontenschen Novellen und Erzählungen!

Das Gesamtwerk Pontens — mit Ausnahme der beiden Bände, bei denen der Verlag oben angegeben worden ist, von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart her-

ausgebracht — ist der Form, der vollkommenen Beherrschung der Technik der Novelle und der seltenen Disziplin der Sprache, sowie dem Gehalte, dem Architektonisch-Landschaftlichen, dem Menschlich-Sittlichen und dem Weltanschaulichen, nach so einheitlich und naturgewachsen, so stark und groß, daß sein Schöpfer für sich den Titel in Anspruch nehmen darf, den er einer seiner Novellen gegeben: Der Meister! Und das um so mehr, als er sich selbst zu dieser Höhe seines Schaffens durchgerungen, durchgearbeitet hat. Sein Werk beweist, daß Ponten sich keiner Überhebung schuldig macht, wenn er einmal von sich selbst sagt: „Denn ich erkenne als meines Wesens tiefsten Kern, was ich tadelnd den Deutschen vorhalte: Alles aus sich selbst erschaffen wollen! Niemand etwas danken! Nichts Gedachtes hinnehmen, sondern es selbst ausdenken!“

Po Chü-I.

Von Albert Ehrenstein

Po Chü-I, auch Po-lo-ihien genannt, wurde am zwanzigsten Tage des ersten Monats in der Provinz Schansi geboren, im Jahre 772 der christlichen Zeitrechnung. Den größten Teil seiner Kindheit verlebte er in einer anderen Provinz. Im Jahre 800 hatte Po Chü-I die Prüfungen hinter sich und lebte von 801 ab in der Residenz des Kaisers: in Chang-an. Im Jahre 804 beim Tod seines Vaters, und wieder 811 beim Tod seiner Mutter verbringt er die Trauerzeiten der Zurückgezogenheit in seinem Landhaus am Weistrom nahe Chang-an, nachdem er inzwischen 806 ein Amtchen in Chou-chih bekleidet hatte. Im Herbst des Jahres 814, als die drei Pflichtenjahre der Trauer um die Mutter verfloßen waren, machte er einen Ausflug in die südlichen Berge und besuchte den berühmten Tempel des Aufwachens zur Wahrheit, auf dem Berge Wang Shun, sechzehn Meilen südlich von Chang-an. Das 260 Verse lange Gedicht, in dem er seinen Besuch des Klosters schildert, vierteilig: Annäherung, Beschreibung, Legenden, Moral — enthält nur im Schluß jenes autobiographische, Charakterologische, wodurch die ähnlich ausgedehnten Dichtungen „Reise nach Südoft“ und „Ich lebe einsam am Wei“ interessant sind.

Bald nach seiner Rückkehr nach Chang-an, die im Winter 814 stattfand, fiel er in Ungnade. 825 wurde er Statthalter von Soochow. Dort, 53 Jahre alt, kam eine neue Jugend über ihn. 832 baute er einen unbewohnten Flügel des Mönchsklosters Hsiang-shan um und lebte dort, sich selbst den Einsiedler von Hsiang-shan nennend: Po Hsiang-shan. Im Winter 839 besiel ihn eine Lähmung, er verlor den Gebrauch des linken Beines. Nach langen, im Bett durchlittenen Monaten ward es ihm wieder möglich, seinen Garten zu besuchen, geführt von Ju-man, seinem Lieblingsaffen.

Des Lebens Rest verbrachte Po Chü-I mit dem Sammeln und Ordnen seiner Werke. Er starb im Jahre 846. Er hatte sich posthume Ehrennamen verbeten. Aber der nächste Kaiser ließ Po Chü-I ein steinernes Mal errichten, des Dichters Gedichte zu Hsiang-shan in Steinblöcke meißeln; er ehrete den Ewigen durch Verewitterndes. Kaum ein Dichter hat sich je zeitlichens größerer Beliebtheit erfreut als Po Chü-I. Seine Verse waren „im Munde von Königen, Prinzen, Dirnen, Damen, Akternechten und Knaben.“ Seine Popularität war beschränkt auf romantisch-sentimentale Gedichte. Darum schrieb er auch Yuan Chen: „Die Welt schätzt gerade jene meiner Gedichte am höchsten, die ich am tiefsten verachte. Vom Zeitgenossen hast Du allein meine Satiren und Gedankengebichte

Literaturbriefe V

von Curt Amend

„Diese Schrift wagt eine neue Betrachtungsweise der Kunst als Ganzes insofern, als sie als einzige Konstante den künstlerisch schaffenden Menschen vor uns stellt. . . . Was den Menschen dazu bringt, sich bald dieses, bald jenes künstlerischen Instrumentes zu bedienen, um seiner Seele Sprache zu verleihen, und was die einzelnen Instrumente (also Malerei, Musik oder Dichtung) uns über den Menschen, der sie meisterte, zu sagen haben, das soll im Wirkungskreis deutschen Kunstschaffens gezeigt werden.“ Man merkt interessiert auf, wenn man solche Sätze liest. Ein Buch aber, das sie zum Ausgangspunkt einer kunstgeschichtlichen Betrachtung macht, verdient unsre lebhafteste Anteilnahme. E. A. Fischer hat ein solches Buch unter dem Titel „Deutsche Kunst und Art. Von den Künsten als Ausdruck der Zeiten“ mit 44 Abbildungen im Eißelen-Verlag zu Dresden erscheinen lassen. Es ist ungemein fesselnd. In Einzelheiten wird man zu etwas andern Urteilen gelangen, als der Verfasser. Wie denn überhaupt zu einer wahren Meisterung der hier gestellten Aufgabe umfangreichstes Wissen, tiefste Intuition, feinstes Kunstverständnis und schärfster psychologischer Blick gehören. Aber als frisch zupackender und in seiner Art wegweisender Versuch ist das Buch durchaus gelungen. Daß solcher Versuch unternommen werden mußte, unterliegt keinem Zweifel. Ich habe seinerzeit an dieser Stelle die Forderung erhoben, die Denkmäler der Kunst noch stärker für die kulturhistorische Forschung zu verwerten. Daraus

folgt umgekehrt der Wunsch, die Kulturgeschichte der Rassen und Nationen dort, wo sie hinreichend erforscht ist, zur Grundlage der kunstästhetischen Betrachtung zu machen. In Fischers Buch wird also diesem Wunsch genügt: Vom deutschen Menschen aus, so wie er sich uns in den einzelnen Perioden seiner Geschichte präsentiert, wird die deutsche Kunst geschildert, mag diese Kunst nun im Architektonischen, Malerischen, Dichterischen oder Musikalischen ihren Niederschlag finden. Dankenswert ist dabei die Feststellung Fischers, daß es, so gesehen, gar keine sogenannte „Niedergangsperioden“ der Kultur gibt. „Wo nicht gerade schon gemalt wird, wird umso herrlicher gebaut und musiziert.“ Nur sei die Frage gestattet, auf welchem Gebiet dann wohl heute so Herrliches geleistet wird, daß wir uns des Gedankens eines kulturellen Niedergangs entschlagen können.

Nehmen wir auch für das folgende Buch den Menschen zum Ausgangspunkt der Betrachtung, so drängt sich uns ganz von selbst das Gefühl auf: Was müssen das doch für eigenartig-geniale, großzügige, mit der höchsten künstlerischen Ausdruckskraft begabte Menschen gewesen sein, die die ostasiatische Plastik schufen, eine Plastik, an die wir, wenn einmal die erste Fremdheit überwunden ist, mit immer größerem Verständnis und immer größerer Bewunderung herantreten.

Der ausgezeichnete Kunsthistoriker Curt Glaeser dient in seinem Werke „Ostasiatische Plastik“ (11. Band der von William Cohn herausgegebenen Sammlung „Die Kunst des Ostens“, Verlag Bruno Cassirer, Berlin) der Verbreiterung und Vertiefung dieses Verständnisses

aufs Beste. Nach einer ganz vorzüglichen Einleitung, die in ihrer strengen Wissenschaftlichkeit mit zu dem Gediegensten gehört, was bisher zu dem Thema gesagt wurde, und nach dankenswerten Erläuterungen der einzelnen Tafeln beginnt der Bilderteil, dem die Sammlung mit Recht den größten Raum der Bände zuweist. Nicht weniger als 270 Tafeln und 15 Abbildungen im Text werden uns in bester Reproduktionstechnik vor Augen geführt. Die Abbildungen widerlegen am unmittelbarsten die von den Freunden ostasiatischer Kunst schon lange als falsch erkannte Auffassung, daß Ostasien, zumal China, auf dem Gebiet der großen monumentalen Plastik nichts Bedeutendes hervorgebracht habe. Auch der Laie wird staunen über die glänzende Charakterisierungskunst, die dieser Plastik eigen ist, über die prachtvolle Wucht ihrer Limonensprache und über die Feinheit gewisser Einzelheiten. Die Porträts jener Kunst dürfen wir allerdings nicht immer nach dem klassischen Schönheitskanon betrachten. Für sie gelten andere ästhetische Gesetze, die des Charakteristischen, die der Ausdruckskunst.

Der 9. Band der gar nicht genug zu empfehlenden, außerordentlich preiswerten und doch immer wieder durch vornehme und habere Ausstattung überaus interessanten Sammlung betitelt sich „Maurische Kunst“. Einer der besten Kenner dieses Gebietes, G. Kühnel, hat seine 179 Abbildungen zusammengestellt und außer den üblichen Erläuterungen zu den Abbildungen eine kurze, aber tief eindringende Einführung geschrieben. Der Band hilft einem je länger, je peinlicher empfundenen Bedürfnis ab. Wir lernen an der Hand eines kundigen und geschmackvollen

verstanden. Hundert, tausend Jahre später werden vielleicht Menschen kommen, die sie so verstehen werden wie Du."

Reise nach Südoft

Fort nach Süden ging's quer durch die drei Gänge des alten Reiches Chi. Von Berges Haupt sprühte ich vergebens aus nach einem Gästehaus; das unabsehbare Wasser befahrend forschte ich nach der Länge des Weges. Der Ferne Länder überschauend bis an die Grenze der Ströme, den niedrigen Himmel mit den Augen begleitend bis ans Ufer des Meeres, in Staudregen und Wirbelwind gleit ich dahin wie ein wirbelndes Blatt, rastlos wie ein Boot schaukelnd auf großen Wogen.

Allmählich erkenne ich der einzelnen Orte Eigenart, bemerke der Gegenden und ihrer Bewohner Besonderheit. Die Worte der nördlichen Barbaren klingen wie Vogelgezwitscher, frohig lachen die Barbaren des Südens. Zu Wasser und zu Land nichts als Handel, Marktmauern, Markttore. In den Dörfern treiben die Menschen wie dichter Rauch, auf den Klüffen stoßen sich die Schiffe. Die Beamten heißen vom Fischer den Fischzoll, die Fallsteller bringen aus ihren Feuerfeldern: niedergebrannten Wäldern, Felttribut.

Die erwachsenen Knaben tragen zwei Zöpfe, Dämonen dienend beschwören Mädchen die Geister der Toten, in dunklen Söllern hupfen die Sängerrinnen, auf den Dämmen karm: es kreischen die Händler; der Preis ihrer Blumenboote richtet sich nach der Anzahl der Betten, Frühling bringt neuen Wein, was kostet ein Krug?

Man sieht keine andern Früchte als lauter schwarze Pomeranzen; kein Vogelgesang — nur Rebhühner schwirren; von Bergen schallt Schmerz — die Klage des einsamen Affen. In der Wildnis Wehklagen; die Vögel rufen einander. Von Gipfel zu Gipfel sind Wollen die Brücke; die Stadt hat keine Vorstadt außer dem traurigen Reichwasser des Stroms. Vollmond verbleibt vom hohen Pfeiler den schlaftrüchtigen Kranich, Wind wirft vom schwanken Mast den alternden Raben.

Der Häuser Sklavinnen tragen buntes Stidwert, die Sklaven tragen Schuhe, die Krähenschnäbeln gleichen. Im Schlamm suchen sie Krokodilsknochen, unter dem niedergebrannten Ankraut Königsklumen.

In den Lüften wechselt Kälte und Hitze, der Tag bricht an und ab, ich bin die schwimmende Pflanze, dahinfliegend mit erdloser Wurzel, ich werde alt wie die Maulbeerbäume und Älmen — aber in meiner Heimat: im Norden des Wei verwahten meine Felder und Gärten, verbannt trauere ich in Kiang-sie, verbeuge mich den Ronden des Jahres. Heimkehren möchte ich gern, Schmerz zernagt meine Brust; gedanke ich vergangener Zeiten, stößt plötzlich mein Herz.

Ich wohne wieder in der alten Zeit, als ich die Eltern lieb, Kung-tse, Meng-tse zu studieren; damals träumte ich mich Mandarin und hoffte, als Statthalter heimzukehren. Tzu und Tu waren die Kameraden meines Ehrgeizes, sie peitschten mich vorwärts, Jüan-tchen und Wei-ch'ü-hou zügelten meinen Witz; über die Dinge des Tages gingen wir hoch hinweg. Das Streben der Welt ist Wandeln, Rauben, Erhöhen — wir dienten dem Volk unter Wind und Wolken — Regen und Tau der Gnade lohnte unsere Mühen.

Wir genossen die Freude, in dem ebenen Zeitalter des Friedens dem Lande zu nützen, ich einzig muß mich noch schämen, durch allzu kleine Gaben den niedrigen Leib gesichert zu haben; zusammen durchwachten wir manche lichtlose Nacht, zusammen schritten wir durch manches Tor; schöne Kleider wurden uns gereicht aus den Kammern des Kaisers, kostbarer Schmuck uns gebracht aus der Küche des Kaisers, herrliche Stunden gaben uns die Bücher des Kaisers, unsere Ermahnungen gruben sich ein im Gedächtnis des Kaisers.

Wir gingen in die Pflanzhalle zum fürstlichen Fest, vom Pavillon der Blumen betrachteten wir das Gelage der Menge; auf dem bestimmten Platz stehen die Tänzerinnen von Yu, wir sitzen gedrängt und lauschen den Liedern von Li. Erblickt man sie von weitem, wähnt man der Unsterblichen Sonne zu schauen. Wenn sie singen, senken sich die auf ihren Locken thronenden Eisvogelklingen, Tau fällt, wenn sie tanzen — Schweiß entperlt den Rosen. Pause. Ich wähle mir einen Gefährten des Auf und Ab, ich zwinkere einen Genossen herbei zu einem kleinen Trinken. Ein Becher — und jede Traurigkeit war zerbrochen. Drei Kelche — und unser Geist schwang sich ins Paradies. Gut und Blut ist der Wein im Haus unseres Gastwirts, lieb lächelt uns zu das Fräulein so, überdrüssig schmeckt der Trank, reicht uns eine Sechzehnjährige Wein.

Man lacht über drollige Jüge der Trinker — und lacht nicht zu laut, um nicht zu verletzen, Mitleid erregt der heisere Klang; ich, weinvoll, verpötte den trunken noch bleicheren Jü. Ich beschwor den Würfel, für mich zu rollen — und verlor immer und ewig, über mich ward zur Strafe verhängt, wiederholt zu leeren den riesigen Humpen, aber ich vermag nicht mehr das volle Weinmaß auszugießen in meinen armen Magen, man hält mich, vergebens — meine Glieder torleht, wohin sie wollen.

So taumelte ich in die Burg des Kaisers und bewirrte die Alten seiner Kanzlei, zur leichteren Heimkehr erließ ich ein Füllen des Hofstalls, besoffen kränkte ich den ersten Gehilfen des Reiches, im Dusele grühte ich stolz einen obersten Augur nicht. Zwar sah ich täglich den Kaiser, aber die Wolkten, die mich bedrohten, waren zu schwer — der flatternde Leib fiel unter dem Vogel in Pfäfen, ein Fehltritt: ich lag im Schmutz des Schlammes.

Als Lehrer des Thronfolgers sah ich unmöglich, man besetzte meines Lores Tafeln in die Landschaft Hsin-gang. So sank ich zum kleinen Beamten — und just um diese Zeit schlug die Wärme meiner Bekannten in Eisefälle um: schon war ich ihnen ohne Nutzen in ihrer Krämerwelt. Ich ging, nahm Abschied von den Torwarten der Kaiserstadt, ein neunfacher Kreuzweg trennte uns Freunde für lange, wir wanderten auseinander: in die entlegenen Ecken des Reiches — verbannt! Einbersprangen, Rasse, Berggipfel, tiefe Stille in einem einsamen Lusthaus, ebene Wege. Die große Reichsstraße ist überwachsen von Dornen. Nonnenklöster beschweigen einander, Berge bewachen einander, der Gipfel des Lü starrt wie eine entkoppelte Lotusblume, umgürtet von den Wässern des Fei, des großen, neunarmigen Stroms. Grünes Gras begrünt die Ruinen verödeteter Städte; im gelben Abenddämmern tönen die Glocken leis — still, der klare Morgen stößt ins Horn.

Oft sah ich im Wald jungen Bambus aufsprossen, oft erschraf ich; schon wieder fühlte die Schwalbe des Frühlings ihre Jungen vorbeiziehen. Warum vergehen des Jahres Blumen so plötzlich? Noch wenige Jahre, und mein Frühling ist fort! Ich sehe dunkelgrünes Wasser, gedank ich der acht Witzigleuten der Vergangenheit. Kung fu-tse erschöpfte sich fruchtlos, warum schwand Yen-hoei so früh in den grüngelben Boden?

Aus dem Dachen, sei er auch noch so klug, wird Frühlingssee, aus der Schilfbütte, sei sie auch noch weis, wird endlich Suppe. Alles ist wohl schon lange vorausbestimmt, die höchste Erkenntnis kann nicht den Schicksalsweg überschreiten. Am so sicherer einkreiste mich Ungeheuren die treffende Hand der Gefahr. Müd schwimmend auf dem Strom gegen die Fluten des großen Meeres war ich ausgehört den ewigen Stößen der Wogen. Unwegsame Strecken durchirrte ich rastlos, ermattend; nun kommt das Ausruhen nach dem Umherwandeln. Ich versinke in Dunkelheit, das Anheil schmilzt mir Gebirgen und Geist, Erschöpfung und Hunger benagen Haut und Fleisch. Noch

wehrt ich dem Fieber mit Tropfen Arznei, noch wehrt ich die Kälte ausbessernd das alte Wams. Auf meinem Bücherbrett singt schon die schwarze Grille, auf meiner Garfentiste spannt schon die Spinne ihr Netz.

Mein armes Haus bleibt einsam vor Kummer. Und die Dämonen kränken mein Herz. Regungslos lauzere ich, ich glaube: Alles ist Traum. Dürre Finsternis tobt bis an die Tore des Wahnsinns. Meine Tochter erschrickt, weil ich morgens nicht aufstehe, meine Frau fürchtet sich, weil ich die lange Nacht durch flage.

Jugendwohin, zehntausend Li weit von meinen Gefährten, hat man mich verworfen, drei Jahre lang hat man mich von meinen Freunden getrennt. Ich trauere, daß unsere Versammlung gesprengt ist, es tut mir nicht leid, daß meines Ruhmes Blumenfülle dorste. Im vergangenen Sommer litt Wei-chih am Fieber, im Frühling starb Hsi-pa. Als ich ihnen schrieb — drang mein Schreiben an des Himmels Grenze? Unter den Quellen der tote Hsi-pa — hörte er meine Klage?

Mechanisch schrieb ich ein langes Gedicht, mechanisch füllte ich mir Wein in den Becher; neuer Verdruß drängt sich an alten, Hoffen stirbt und jede Freude. Jeder Voratz scheidet im Kummer, hager und krank schwind ich dahin. Und fähren wir uns noch einmal wieder — ihr würdet mich nicht erkennen: ein weißer Bart verhüllt mein Gesicht.

Mit einigen Auslassungen aus der neuen Zeitschrift „Vers und Prosa“. (Verlag E. Rowohlt-Berlin.)

Bücheranzeigen

S. Frenn-von Dewis: Marie Antoinette, Königin von Frankreich. Der Lebensroman einer galanten und unglücklichen Frau. Mit 40 Reproduktionen nach alten Kupfern und zeitgenössischen Dokumenten. (308 Seiten. In geschmackvollem Ganzleinenband mit Aufdruck in Altgold 10 Goldmark. Georg Westermann, Braunschweig.) — Es ist eine eigenartige Zeit, die der Revolution vorhergeht. Noch atmet alles Ruhe, Zufriedenheit, Reichtum, Glück, und doch steht jene Gesellschaft, die sich auf den Höhen des Lebens wähnt, vor dem Verfall. Denn schon weiterleuchtet die Feuerzunge der heraufziehenden Revolution. Es kommt die eiserne Zeit und Marie Antoinette ist ihr Opfer. Das Fallbeil zerhackt das Leben eines Menschenkindes, das zu den höchsten Ehren berufen, in Glück und Liebe seine Jugend verbrachte und unverstehen als Herrscherin, bejammertswürdig als Mutter, verlästert als Weib, müde und gebrochen das Haupt der Guillotine bietet. Wie ein Roman liest sich das Werk, das in einem glänzenden Stil geschrieben ist. Das reiche Bildmaterial entstammt hauptsächlich zeitgenössischen Quellen, aus denen es der Verfasser mit großem Fleiß gesammelt und zusammengetragen hat.

Alexander Ruschkin, Novelle und Romane. Deutsch von J. v. Guenther. G. S. Beck-München. Die Weltlust besitzen die Novellen Ruschkins bedürfen keiner neuen Übersetzung; sie haben mit den Worten der großen russischen Dichter gemein, den Leser zu fesseln durch das lebhafteste Kolort, den fassen Kolaton der naturalistischen, anschaulichen, warmen und spannenden Schilderungen, so daß er in vollem Ginzugehen den Verflinten Stunden des seiner Selbstmenschens verweilt. Diese Wirkung wird nun gesteigert durch die hier vorliegende vorzügliche Übersetzung, die sich nicht wie eine Übertragung, sondern wie die unmittelbare Niederschreibung liest, es kommt den Genuß erhöhend, die reizvolle Anschauung, die der Verfasser der beiden kleinen handlichen Bändchen hat angeeignet lassen.

Wolf Schmittner: Ausgewählte Erzählungen. (Gebunden Gm. 5.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) — Dieser Auswahlband erschien als eine Erinnerungsgabe zum 24. Mai 1924, dem Tage, an dem Wolf Schmittner, der allzufrüh dahingegangen, das 70. Lebensjahr vollendet haben würde. Er vereint eine Reihe historischer Novellen, umrahmt von einer in vorgefährlicher Zeit spielenden russischen Erzählung und zwei den Charakter des Märchens tragenden Prosafiktionen, und wird in weiten Kreisen, wo man bisher schon den Roman „Das deutsche Herz“ in seiner literarischen und nationalen Bedeutung zu schätzen wußte, die Erkenntnis verbreiten helfen, daß auch Schmittners Novellen und Märchen einen kostbaren Besitz unseres Volkes darstellen.

Führers die maurische Kunst in ihrem Gesamtumfang kennen und sehen auch hier wieder voller Ehrfurcht vor dem künstlerischen Ausdruckvermögen von Rassen und Völkern, die, so wenig verwandt sie uns sind, doch mit einem vertrauten Idiom zu uns sprechen, eben mit dem einer unbefruchten großen und köstlichen Kunst.

Auf noch ein anderes Werk sei in diesem Zusammenhang hingewiesen, das in seiner Art als bahnbrechend bezeichnet werden kann. Es ist das Mappenwerk „Chinesische Möbel“ von Odilon Redig (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart). Es sind 24 Lichtdrucktafeln nebst Vorwort und Register, die uns in unübertroffener Reproduktionstechnik dargeboten werden. Man kann es, wenn man das Mappenwerk durchgeblättert hat, wohl verstehen, daß Freunde schöner Möbel diese, meist aus vergangenen Jahrhunderten stammenden Arbeiten mit Entzücken als das Höchste an Schönheit, Kunstfertigkeit und handwerklicher Gediegenheit preisen, was sie kennen.

Man wird ein wirklich innerliches, kulturhistorisches und stilistisches Verständnis zur Kunst nur dann gewinnen, wenn man zurückgeht auf die Offenbarungen der Kunst der ältesten, großen Kulturvölker. Da wird es natürlich immer die ägyptische und die alte vorderasiatische Kunst sein, die unsern Blick fesseln. Besonders empfehlen möchte ich den ersten, in sich aber ganz abgeschlossenen Band des bekannten Handbuchs der Kunstwissenschaft: „Die antike Kunst“ von Ludwig Curtius (Akademische Verlagsgesellschaft Athenion Berlin, Neubabelsberg.) In sorgfamer Darstellung entrollt der geschätzte Kunsthistoriker vor uns das Bild der ägyptischen Kunst, der hettischen und der Kunst Mesopotamiens. Zahlreiche Abbildungen begleiten den Text.

Wer sich speziell für die von Curtius behandelte ägyptische Kunst interessiert, der findet in Nummer 19 der vortrefflichen, von mir schon mehrfach besprochenen Sammlung „Orbis pictus“ sowohl textlich wie bildlich genügenden Aufschluß. Der Band ist beiseite „Ägyptische

Plastik“. Der Herausgeber, Otto Weber, hat sich erfolgreich bemüht, uns mit seinem Stoff vertraut zu machen.

Schon neulich habe ich an dieser Stelle auf Anton Springers Handbuch der Kunstgeschichte hingewiesen, das jetzt wieder in neuer, teilweise umgearbeiteter und dem neuesten Stand unseres Wissens angepaßter Auflage erscheint (Verlag Alfred Kröner, Leipzig.) Nach dem I. Band, den ich damals angeigte, sind jetzt der II., III. und IV. Band herausgegeben. Der II. Band bezieht sich „Frühchristliche Kunst und Mittelalter“, 12. Auflage, bearbeitet von Joseph Newirth, mit 719 Abbildungen im Text, 12 Farbendrucktafeln und 4 Tafeln in Lichtdruck. Der III. Band heißt „Die Kunst der Renaissance in Italien“, 12. Auflage, bearbeitet von Georg Gronau, mit 362 Abbildungen im Text, 16 Farbendrucktafeln und 8 Tafeln in Lichtdruck. Der IV. Band ist beiseite „Die Kunst der Renaissance im Norden, Barock und Rokoko“, 11. Auflage, bearbeitet von Paul Schubring, mit 597 Abbildungen im Text, 19 Farbendrucktafeln und 8 Tafeln in Lichtdruck. — Die neue Auflage von Springers „Handbuch der Kunstgeschichte“ ist wieder mit vollendeter Sorgfalt ausgestattet. Sie wird geziert durch einen schmunen und gediegenen Einband. Druck und Papier können nicht besser sein. Die Schrift ist groß und leserlich. Die Abbildungen sind überaus reichhaltig und im großen und ganzen auch erschöpfend. Vielleicht könnte man bei späteren Auflagen bei einzelnen, ganz großen Künstlern einen Teil der unverhältnismäßig zahlreichen Reproduktionen fortlassen und dafür andere Meister, die, obwohl künstlerisch vielleicht ebenbürtig, in der markmäßigen Einschätzung einen Schritt hinter ihnen marschieren und nur mit einem einzigen Bildchen vertreten sind, etwas freigebiger bedenken. So scheint mir z. B. Rubens überreichlich bedacht zu sein, wenn man bedenkt, daß ein Hieronymus Bosch, dessen wahre Bedeutung übrigens im Text vollkommen richtig gewürdigt wird, sich mit einer Reproduktion begnügen muß. Doch ist das eine Anregung, die ich hier ausspreche, nicht etwa ein grundsätzlicher

Tadel. — Die Darstellung ist in allen Bänden von einer wissenschaftlichen Zuverlässigkeit, die kaum überboten werden kann. Es entspricht das allerdings dem Ruf, den diese Kunstgeschichte genießt. Wer sie zur Hand nimmt, erwartet mit Recht eine absolut zielichere Föhrung. Als Weihnachtsgeschenk sei Springers Handbuch mit besonderem Nachdruck empfohlen.

Im Folgenden seien noch ein paar kleinere Bücher angezeigt, die gleichfalls unsere Aufmerksamkeit und Anerkennung verdienen. So vor allem der schlank Band „Norddeutsche gotische Malerei“ von Oskar Wever, dessen 67 Abbildungen uns wieder einmal zeigen, wie berechtigt der Stolz ist, mit dem wir heute auf die Malerei aus der Zeit der Gotik zurückblicken. (Verlag Georg Westermann, Braunschweig.) Alsdann der 18. Band der schon oben erwähnten Sammlung „Orbis pictus“: „Altfranzösische Bildteppiche“ (Verlag Ernst Wasmuth, Berlin). Dem Sammler, wie dem Kunstfreund schließlich werden diese Abbildungen berühmter Gobelins, denen eine nützliche zu lesende Einleitung von Florent Fels vorausgeschickt wird, ein nachhaltiges Vergnügen bereiten.

In der Allgemeinen Verlagsanstalt München (Orbis-Verlag) erscheinen dankbar zu begrüßende Bücher über russische Kunst, herausgegeben von G. Lukomskij. Das Interessanteste von ihnen bezieht sich „Altrossland“. Es gestattet uns einen Einblick in die Architektur und das Kunstgewerbe des alten Rußland. Verglichen mit diesen Leistungen, verblöht der künstlerische Zauber der Architektur St. Petersburgs und der Jarenischlöffer recht erheblich. Auf der einen Seite eine Kunst, die aus dem Umrund der russischen Seele selbst entsproß, auf der anderen Seite eine Architektur, die in der Hauptsache von fremden Motiven (Renaissance und Barock) abhängig ist. „Barstojce Selo“ heißt der Band, der uns eine kurze Geschichte der Jarenischlöffer vorführt, „St. Petersburg“ der Band, der uns eine Geschichte dieser Stadt und ihrer Vaudenmäler darbietet.